II. Jahr. Heft 7.

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: Nachschrift zu „Laotse und ich“ / Arthur von Wallpach: Sommersatt / Hugo Neugebauer: Faun und Nymphe / Karl Schoßleitner: Prinz Blaubart / Guido Höld: Septembertag / Paul Scheerbart: Tanzende Pflanzen — Tanzende Wälder / Bernhard Jülg: Der heiße Abend / Carl Dallago: Zuspruch / Benedikt: Innsbr. Kunstschau VIII / L. v. Ficker: Zeitschriftenschau / Karikaturenfolge 31: Max von Esterle: Thomas Walch.

Brenner-Verlag-Innsbruck

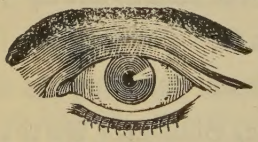
Der Brenner

erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats.

Bezugspreis: vierteljährlich 2 K (Mk. 1·75), für das einzelne Heft 40 Heller (35 Pfennig). — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck, Karlstraße Nr. 4. Daselbst auch Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle. Anfragen und Zuschriften administrativen Charakters ausschließlich ebendorthin. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 2085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt. Alle Rechte vorbehalten.

Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.



Spezial-Institut
für
Präzisions-Optik und Photographie
Illustrierte Preisliste kostenlos!

F. MILLER, Innsbruck, Landhausstr. 1

empfiehlt korrekte Augengläser, Prismen-Feldstecher, Fernrohre, Höhenmeß-Barometer etc. — Photogr. Apparate neuester Konstruktion, sowie alles für photogr. Bedarf.

Ferd. Tschoner jun.

Papier- und Schreibwarenhandlung

Innsbruck, Maria Theresienstraße Nr. 34.

Brief-, Konzept-, Kanzlei-, Packpapiere aller Art. Briefpapiere in Kassetten in größter Auswahl. — **Schreibwaren- und Büro-Bedarfsartikel.** Schreibmaschinen: **Continental-Kanzler, Vervielfältigungs-Apparate. Füllfedern aller Systeme.**

Telephon: Nr. 22. Telegramm-Adresse: Tschoner Innsbruck.

Der Brenner

II. Jahr. Innsbruck / 1. September 1911. Heft 7.

Nachschrift zu „Laotse und ich" / von Carl Dallago.

Ein Freund sandte mir nachträglich noch Henri Borel's Buch „Weisheit und Schönheit aus China" mit besonderem Hinweis auf das Kapitel: „Wu Wei (eine Phantasie über Laotse's Philosophie)." So hörte ich eifrigst dieser Lektüre und erhörte zarte und innige Schilderungen aus der Seele eines Dichters, die sich bemühen, Laotse's Philosophie in Begebenheiten wie zu einem Strauß zu ordnen und darzubieten. Dabei war Borel in China und hat aus der originalen Landschaft und dem originalen Schrifttum geschöpft. Und ich bin erfreut, in vielem Wesentlichen mich mit Borel's ehrlichem Forscher- und Jüngertum übereinstimmend zu finden; so vor allem im Abschnitt „Kunst", wo er dem Begriff Kunst Tao zugrundelegt, — wo er Kunst mit Wu Wei — mit Nichttun in Verbindung bringt und dies so schön sagt: „Warum rauscht das Meer? Warum singt das Vöglein? — — Weil sie nun einmal müssen, aus ihrer Natur heraus! Es ist Wu Wei!" Manchmal mag die deutsche Übertragung aus dem Holländischen unzureichend sein; das Wort tummelt sich zu schwärmerisch schwankend, und das Wörtchen „vage" ist zu reichlich eingestreut. So denkt man mitunter: es vertrüge der Stil noch Sonne des Reifens. Doch wie gesagt: das ist wahrscheinlich der Übertragung anzurechnen. Ich habe hier anderes zu sagen.

Im Abschnitt „Tao" fühle ich mich von der Auslegung Borel's abweichend in der gewichtigen Auffassung von Seele und Leib und

den daraus entspringenden Folgerungen. Das Sinnige, Weiche und Innige seiner Nach-Dichtung vermochte mich nicht darüber hinwegzubringen. Borel läßt seinen weisen Alten sagen: „Du denkst zuviel an den nichtigen Körper, der so tief in der kalten Erde liegen muß; aber das ist das Gefühl eines Gefangenen, der frei werden soll, und den es betrübt, daß er seine dunkle Zelle verlassen soll, wo er so lange lebte. Du siehst den Tod im Kontrast zum Leben und beide sind nicht real, sie sind beide Wandlungen, Schein. — Das Reale in dir, deine Seele kann niemals vergehen, und sie fürchtet sich auch nicht. — — Wenn du älter bist und du von selbst, natürlich, auch der Bewegung aus Tao gelebt hast, wirst du diese Angst von selbst nicht mehr fühlen."

Diesen gut und sinnig gesetzten Worten enthöre ich doch eine zu abendländisch christliche Vorstellung von dem Begriff Tao. Tao, als das Einigende, verträgt nicht die Scheidungen von Leib und Seele, noch weniger den Leib als Kontrast zur Seele. Ja ich denke: erst dieses Einigende zwischen Leib und Seele tilgt den Kontrast zwischen Tod und Leben, indem es das Zeitliche zum Anteil am Ewigen macht, — indem es das Tote zum Anteil am Lebendigen macht. Tao als Anschluß ist ein Höchstzustand — ist eine Rätsellösung durch Aufgehen in das Rätsel. Es stellt die Verbindung her zwischen Lebendem und Totem, es macht alles wiederum zu — Sein; Nichtsein ist nur seine höchste Form. Denn ursprünglich ist alles Sein; durch Abstecken und Begrenzen der Dinge erwächst erst Scheidung, durch allmähliches Ansehen dieser geschiedenen Dinge — dieser Absteckungen und Begrenzungen für die Dinge selber wird ihr ursprünglich Endloses abgeschnitten — wird alles Täuschung — wird Schein. Tao verleiht den Dingen wieder ihr ursprünglich Endloses — tilgt allen Schein — das angenommene Sein, schafft so das Nichtsein. Der Ausgangspunkt ist aber immer unsere körperhafte Form des Daseins, die selber in die Seele mit allen Poren hineinmündet wie die Oberfläche eines Dings in sein Inneres — in sein Ewiges — Endloses.

So erhelle ich mir den Begriff Tao, ihn zugleich vor dem

Eindringen kirchenchristlicher Vorstellungen, wie sie wir Abendländer bereits mit der Muttermilch einsogen, ein wenig schirmend. Es ist eine lange Verwandtschaft, die sich in mir geltend macht für dieses dunkelste und höchste Machtgefühl der Menschenbrust, das uns allen Rätseln des Daseins wie einer Heimat einverleibt. Wenn ich hier nach Jesus sehe, dünkt mich: Er hatte bestimmt Tao im ausgiebigsten Maße, — er hatte den Anschluß, — er trug das Einigende beständig in sich. Ganz anders die Kirche als solche: sie stellt das Jenseits an Stelle des Anschlusses und züchtet so die Gegensätzlichkeit von Seele und Leib und gründet darauf ihre Herrschaft. Auch der jüdisch-christliche Sündenbegriff, den Tao nicht kennen kann, scheint mir in Henri Borel's Auslegung ein wenig umzugehen, wenn er seinem Weisen in den Mund legt: „Du mußt es (Tao) selbst finden, indem du dich freimachst von allen Leidenschaften und Begierden und dann ganz von selbst lebst, ohne unnatürliches Wollen." Dieses „und dann ganz von selbst lebst" widerspricht meinem Gefühl. Warum nicht schon vorher nicht unnatürlich wollen? Also: auch Begierden und Leidenschaften leben wollen! Es entspräche gewiß besser der großen und weiten Auffassung von Wu Wei (Nichttun) wie sie sein Weiser lehrt: „Darum wolle vor Allem nicht gut sein und halte dich nicht für schlecht. Wu Wei — nicht tuend, dich von selbst gehen lassend — das mußt du sein." Sollte demnach Borel im früher Gesagten wirklich meinen, daß man sich von natürlichen Leidenschaften und Begierden am reinsten befreit, indem man sie tut? — Dann wäre ich hier eins mit ihm, aber aus seiner Satzstellung geht das nicht hervor.

Und doch muß es so sein auf dem Wege zu Tao hin, bis es in einem erschlossen wird. Der Weg führt über wahres — das ist: über reines Menschentum. Und: „Die reinen Menschen der Vorzeit schliefen ohne Träume und wurden sich ihrer selbst bewußt ohne Besorgtheit", sagt Tschuang Tse. Es bedeutet: Wurden sich ihrer Begierden und Leidenschaften, — ihrer Sinne und Lüste bewußt ohne Besorgtheit; denn das Zeugende und was damit verknüpft ist, gehört zum reinen Menschen. Erst der Verfall entdeckte in ihm ein

Schlechtes und Sündiges, und erst die Berechnung stellte es unter Einsicht und Aufsicht und veranlaßte so seine Mißratenheit.

Das Geschlechtliche war ursprünglich gewiß das Heiligste und Geregeltste in der reinen Menschennatur. Und was ist es heute? — Hier tilgt Tao — und hat Ungeheures zu tilgen. So verstehe ich es.

Und wenn wir nun langsam zum reinen Menschentum vorrücken, Schritt für Schritt in unsrem Innern, — denn „die Natur macht keine Sprünge", — und auf dem Wege dahin befällt uns zuweilen ein Gefühl von unausdrückbar beruhigender Wirkung, das von innen heraus gleichsam nach uns sieht und uns umfängt wie ein erschlossenes wundersames Auge der Tiefe, und wir ertasten den Anschluß, der uns mit allem Rätselhaften verbindet, ist Tao in uns wach. Dieser Vorgang mag sich in uns wiederholen in immer kürzeren Zwischenräumen, und der Machtzustand in uns mag immer länger währen. Und das Äußerliche — das Körperhafte unsres Menschentums sehen wir vorgerückt und gewandelt in Erstreben und Wahrnehmung fast plötzlich und sprunghaft, ruckweise: „denn die Natur macht nur Sprünge" an dieser Oberfläche der Dinge; die Einzelheiten und Feinheiten ihres Wachstums berühren das Körperhafte zu wenig ersichtlich. So mag eines Tages eine Reife in uns sein, die all unser Tun in ein Verhältnis bringt zum Ewigen — Endlosen und in uns jene Gelassenheit und Willigkeit auslöst, die jederzeit den Weckruf bereit hält, Tao zu bewegen — den Anschluß herzustellen. Es wäre das Leben des Berufenen. Der zweiunddreißigste Spruch des Taoteking sagt darüber aus. In der Richard Wilhelm'schen Übertragung lautet er:

„Das Leben der Berufenen.

Solange der Sinn in seiner vorweltlichen Ewigkeit verharrt,
gibt es keine Namen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Wenn die äußere Gestaltung beginnt,
Dann erst gibt es Namen.
Solange die Namen am Sein einen Maßstab haben,
weiß man auch noch, wo Einhalt zu tun ist.

Weiß man, wo Einhalt tun, so vermeidet man Verwirrung.
Man kann das Verhättnis des Sinns zur Welt vergleichen
mit den Bergbächen und Talwässern, die sich in Ströme und
Meere ergießen."

Das eingeschobene Zwischenstück ist weggeblieben.
Ich höre obigen Spruch so:

Das Leben der Berufenen.

Solang der Anschluß in seiner Raum- und Zeitlosigkeit verharrt,
gibt es keine Namen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Erst wenn die äußere Begrenzung beginnt,
gibt es Scheidung und Namen.
Solange die Namen am Sein gemessen werden
weiß man auch noch ihre Bedingtheit.
Weiß man ihre Bedingtheit, so entgeht man der Verwirrung.
Man kann das Verhältnis des Anschlusses zur Welt vergleichen
mit den Meeren und Strömen, in die sich Bergbäche und Tal-
Varena, Mitte Mai 1911. wasser ergießen.

Sommersatt / von Arthur v. Wallpach.

Nun röten sich die Äpfel schon,
Die Traube bläut die Beere.
Auf allen Dingen liegt ein Ton
Von reifer müder Schwere.

Die Gartenwirtschaft schläft verstaubt,
Als lechze sie nach Schatten,
Die letzte Mahd die Halme raubt
Den rotgesengten Matten.

Und müd des hunderttägigen Blaus,
Betäubt vom Sonnenflirren
Ersehn' ich Sturm und Wetterbraus
Und harter Frostnacht Klirren.

Faun und Nymphe / von Hugo Neugebauer.

Auf scheuen Sohlen schleicht der Faun
um Mitternacht,
im dunkeln Augenstern Gestaun
ob all der Pracht:

Alt Argos reißt die Augen auf
an bleicher Stirn,
gewundner Nachtgedanken Lauf
durchkreist sein Hirn.

Es fühlt's im faserzarten Bast
der Weltenbaum
und wellt, was saugend er erfaßt,
von Raum zu Raum.

Das heil'ge Herz der Nymphe pocht
brausend im Bast
vom Saft im Wurzelmark verkocht:
sie ahnt den Gast.

Der Fels erbebt, es lebt der Quarz
verborgnes Gold:
es weint der Weltenbaum das Harz,
das ihn durchrollt.

An rauhe Rinde weich geschmiegt
zittert der Faun;
daß sie der Rausch der Nacht besiegt,
verrät Geraun:

es hat sein dunkler Augenstern
das Weib erschaut;
es braust der Bast, es gährt der Kern,
es jauchzt die Braut!

Prinz Blaubart /
von Karl Schoßleitner.

I.

Es war ein kleines Turmgemach, hoch oben in der Morgensonne; fern der Stadt.

In breiten Strömen floß das Licht herein durch die gewölbten Fenster, erfüllte den bescheidnen Raum mit Helligkeit und sammelte den vollen Glanz in einem hohen Spiegel von Metall, der außer Stande war, dies Gleißen und die Sonnenprächte in sich aufzunehmen, und einen ungeheuren Widerschein zurückwarf — auf die Frau, die sich darin beschaute . . .

Der junge Mann bei ihr war immer noch bemüht, ein neues Prunkstück, einen neuen Schmuck herauszuholen aus der tiefen Truhe, um ihr in sachlicher Geschäftigkeit die Festgewänder nach einander anzulegen, damit sie nach der Probe, angetan mit dem vollkommensten und prächtigsten Erwählten, Gefallen fände vor dem Prinzen, der alle Schönen seines Landes auf sein Schloß entboten hatte.

Sie aber quälte dieser reiche Glanz.

„Ich habe keine Freude an dem allen", sagte sie. „Ich möchte Düsterkeit um mich und dämmeriges Dunkel, weil ich mich schäme dieser Hinterlist und dieses lichtscheuen Beginnens! . . . daß es gerade heut' so hell sein muß!"

Der Bruder drauf: „Sei froh, so wird erst deine Schönheit in das rechte Licht gesetzt! daß dir der Prinz nicht lange ferne bleibt. Dann stoße zu in seine Lüsternheit, daß er nie mehr die Hände nach dir streckt!"

Er gab ihr einen Dolch aus einem schmucken Kästchen mit Silber eingelegt und glühte auf wie ein Fanatiker: „Triff ihn ins tiefste Mark, daß König Blaubart seinen Sohn verliert, bevor ihm noch aus dir ein Enkelkind erwachse; errette dich und alle Kommenden vor neuem Ungemach durch diesen Prinzen und räche alles Leid der Abgeschiedenen, die einst sein Vater lachend in den Tod gesandt. Das Lachen hat er jetzt verlernt und beugt sich krumm in seiner Qual —: Triff gut und

stoße zu! Vielleicht bringt der Verlust des wackern Erben dem sterbenskranken Vater auch den Todesstoß, dann wäre unser Land mit einem Schlag erlöst von beiden und jubelte dir zu als Retterin.

„Ich wollte ja am liebsten selber gehen und dieses Werk vollbringen" fuhr er fort. „Doch läßt der Prinz nie einen Fremden bis zu sich heran: ich stürbe schon am Weg zu ihm, das hätte keinen Zweck. Drum preis' ich diesen Aufruf an die Frauen seines Landes; so ein erlesner Vorwand wurde uns noch nie, zu ihm zu kommen. Ich habe keinen unversucht gelassen. Das hast du selbst gesehen und weißt auch, daß ich sonst des Mutes nicht ermangle. Doch heute muß ich dir die Rache überlassen, so leid mir ist. Ich kann nicht mehr als dies: Voraus gehen und im Volke Stimmung machen, um dich hernach in Sicherheit zu bringen, wenn es möglich ist."

Sie war schon völlig überredet und dachte so wie er: „Ich rechne nicht darauf, wenn nur der Plan gelingt, wie du ihn ausgedacht, und ich die Rache übe. — Ich bin gefaßt, daß es gerade so mein Leben kosten wird wie seines . . . Mir liegt auch nicht so viel daran. Ich habe keine weitre Angst, weil ich versichert bin, daß mir nichts Schlimmeres geschehen kann, als ich erwarte. — Nur eines möcht' ich bitten Bruder, bleib eine Weile noch bei mir und komm zugleich mit mir ein Stück des Weges."

So fuhren die Geschwister an die Stadt heran, die Wagenfenster überall verhangen.

Der Bruder gab ihr Winke, Weisungen und Andres mehr.

Sie sagte mit Entsetzen: „Du bist grauenhaft, du hast mich so mit Rache angefüllt zum Überlaufen, mit allen Edelsteinen hast du mich behängt, mit jeglichem Geschmeide, das du erlangen konntest, damit ihr blutiges Erinnern meinen Mut erhöhe! — Mir läuft ein Schaudern durch den Leib, wenn ich den Schmuck befühle: den trug die erste Frau des Königs, den die zweite, mit diesen Perlenschnüren wurde eine dritte umgebracht. Dies Ohrgehänge ließ die Mutter dir zurück zum Angedenken, und diesen Stirnreif brachten dir die Henker von der letzten Frau —: das glüht und dringt in mich, als wären alle diese Toten augenscheinlich mit im Bunde!"

„Und stärkten dich mit ihren Flüchen und Verwünschungen", entgegnete der Bruder. „Dies hab' ich alle Zeit für dich gesammelt, damit du Kraft gewännest für die Tat und ich meines Versprechens ledig würde, das ich der Mutter gab, als sie zu König Blaubart auf das Schloß getrieben wurde mit den andern Frauen. ‚Wenn ich nicht wiederkomme', sagte sie, ‚dann räche mich und ziehe deine Schwester in der Rache auf, daß sie den Wüstling treffe mit der ärgsten Bitternis an Kind und Kindeskindern!' Ich schwor es ihr zu tun." —

Indessen waren sie schon nahe an die Stadt gekommen und hielten Rast bei einem alten Gastfreund, der um den Anschlag wußte.

Der Bruder hüllte sich darauf in ärmliche Gewänder, um voraus zu gehen.

Als sie nach einer Weile in die Sänfte stieg, vertraute sie dem alten Mann, was sie dem Bruder nicht gestanden hätte und fühlte sich hernach erleichtert: „Weißt du, ich ziehe gar nicht ungern in das Schloß, wenn ich es so bei mir bedenke: Ich bin begierig auf den Prinzen, von dem ich schon so viel erzählen hörte! — Wie er sich stellen wird zu mir . . . ob ich ihm auch gefallen werde! Meinst du wohl?"

Der Alte nickte nur.

* * *

Der Prinz sah von der Terrasse hinaus in die ruhige Schwüle des sengenden Mittags. Dunkel lehnte seine schlanke Gestalt an dem weißen Marmor der mächtigen Säulen, steil und glänzend fiel die Sonne auf die Fliesen herab und nahm vom Purpur der Vorhänge den rötlichen Schein, der in kleinen rundlichen Schatten aufglühte wie dunkel flammendes Blut.

So sah er hinaus seit Anbruch des Tages. Heute wie die vergangene Zeit.

‚Warten' war über sein früheres Leben geschrieben. Das Warten lag über dem Schlosse . . .

*

„Er trägt sein Panzerhemd tagaus, tagein, das die Goldschmiede verfertigt haben, ein Wunder der Arbeit . . ."

„Er soll es auch Nachts nicht ablegen", fiel ein Anderer dazwischen.

Und ein Dritter begann: „Ja, er ist so mißtrauisch, wenn einer der Diener eine jähe Bewegung macht und ihm nahe kommt, dann geschieht es nicht selten, daß der Prinz einen Dolch zückt und ihn niederstößt."

Und wieder ein Andrer erzählte behaglich und freute sich seines Wissens: „Jedesmal vor der Mahlzeit befiehlt er irgend einem aus seiner Umgebung von allem zu kosten und läßt ihn dann auf und ab spazieren — wie eine Schildwache — immerzu auf und ab. Er selbst aber setzt sich in eine Ecke und wartet, ob nicht ein heimliches Gift anhebe zu wirken — oft eine halbe Stunde und mehr; dann getraut er sich erst zu essen. — Damit aber die Speisen indessen nicht kalt würden, brennt ein ständiges Feuer unter dem Rost, der in den Boden eingelassen ist und unterirdisch geschürt wird. Denn niemand darf an die Schüsseln heran, die schon ausprobiert sind. Der Prinz steht selber Schildwach' davor."

So liefen die Reden weiter im Kreis unter den Männern, die vor dem Schloßtor standen. Ein jeder erzählte, was er nur irgendwie hatte aufschnappen können und dann vielleicht selber nach Gutdünken ergänzte und ausschmückte, um sich nach Möglichkeit die lange Weile des Wartens zu kürzen.

Es war den guten Leuten auch nicht zu verargen:

Sie waren schon drei Tage vergeblich vor das Schloßtor gekommen, immer pünktlich zur bestimmten Zeit, um ja nicht zu versäumen, welche Frauen dem Prinzen folgen würden.

Am ersten Tag war ein buntes und lärmendes Gedränge gewesen, das den ganzen Vorplatz erfüllt hatte, so daß die neugierigen Menschen kaum an einander vorbei konnten, am zweiten hatten sie schon weitaus größere Bewegungsfreiheit gewonnen, und endlich am dritten war nur mehr ein kleines Häuflein der letzten Getreuen wiedergekommen . . .

*

Der Prinz sah dieses allmähliche Losbröckeln und Schwinden seiner wartenden Leidensgefährten mit an und jedesmal, wenn einer hinweg ging, grub ein häßliches Lächeln noch schärferen Spott in sein schmales Gesicht.

Das stetig verringerte Häuflein schien ihm wie ein Bild seiner sinkenden Hoffnung. Er sagte zu sich: „Du bist wie der Prinz aus dem Märchen, wie der Drache, der erlöst sein möchte . . . Aber es will niemand kommen . . .“

Er warf sich auf sein Ruhebett nieder und stöhnte.

Wenn er dann wieder den Kopf erhob und hinausspähte gegen das Tor, dann sprang ein Leuchten von seiner Stirn und seine Blicke flogen über die weiten schimmernden Gärten wie ein Paar sanfter, hellbefiederter Tauben: so weich und knabenhaft sah er aus und fast schön vor rührender Jugend.

Wenn er jedoch einen Lauscher gewahrte, oder nur wähnte, daß ihn jemand belauere, der vielleicht zufällig an die Glastür getreten war, um seines Winkes gewärtig zu sein —: dann fuhr er jählings auf, und sein Gesicht wurde hart und verschlossen, daß er aussah wie vorzeitig gealtert. Er wollte unerschütterlich und kalt erscheinen wie Einer, der sich selbst genug in königlicher Ruhe thront als Sieger seines Lebens.

Die Diener, die ihn anders gesehen hatten, verschwanden augenblicklich und lautlos, als hätten sie unversehens etwas Gefahrvolles erschaut, was ihnen das Leben kosten könnte.

Und abermals schritt er durch die weiten Gemächer seines Palastes und stand schließlich wieder auf der Terrasse und lehnte an seiner Lieblingssäule und blickte ins Weite . . . .

Da war schon wieder Einer herangeschlichen und spähte nach ihm und preßte sein Gesicht an die undeutlich durchscheinenden Scheiben von Glimmerkristall.

Der Prinz fuhr herum und stieß die Tür auf.

Der Bote stammelte: „Ich bringe Meldung, Herr . . .“

„Schweig —! und melde zuerst der Wache: Ich dulde es nicht, daß ihr alle so knapp um mich herum seid und wartet. — Melde der Wache: Sie sollen die Leute vertreiben vom Tor, ich will nicht, daß sie es mit ansehen . . . wenn ich auch nur zu meinem Vergnügen warte. — Ich dulde es nicht.“

„Herr, es war nicht umsonst“, sagte der Bote.

Da sah ihn der Prinz an, zuerst scheu, wie geblendet mit wenig geöffneten Augen, dann aber spreizte ein stechender Haß seine Lider in feindseligster Abwehr, die Lippen wichen etwas zurück und gaben die Zähne frei, um gleich wieder vorzuschnellen und neue Befehle zu formen . . .

Der Höfling wußte Bescheid und lenkte noch rasch genug ein: „Es war nicht umsonst, daß die Leute gewartet haben."

Der Prinz hörte die Wendung mit Lächeln, als dächte er sich: das hat er noch glücklich verbessert.

Auf einmal erschrak er wie ins Tiefste getroffen, als fühle er sich selber durchschaut, da er den Hofmann durchschaute. Wie wäre er sonst auf diesen Ausweg verfallen?! Der kennt meine jähe Verletzbarkeit, der sieht in mein Inneres! Wer gibt ihm das Recht dazu, dem elenden Kerl!

Der aber war noch so klug, dem Prinzen nicht Zeit zu lassen, und sagte in Eile: „Hörst du die jubelnden Stimmen und den Wirbel der Freude?"

Und wirklich vom Eingang hob sich ein Rufen herein.

„Eine Sänfte ist gekommen —"

Der Prinz: „Ja — —!?"

„Und eine schöne, eine wundervolle . . ."

„Wo ist sie?"

„Im Thronsaal."

„Ich komme!!" erklang es im Jubel; er zähmte sich aber sofort: „Laß sie warten indes!" Und sagte leichthin: „Ich werde schon kommen . . ."

Als er allein war, schwang er beide Arme in die Luft, als hätte er fliegen mögen.

Beim Schreiten durch den Vorsaal besah er sich im Spiegel und zögerte hineinzugehen.

Er dünkte sich auf einmal viel zu dunkel und ernst gekleidet und schien sich viel zu wild und ungepflegt. —

„Wie soll ich ihr gefallen?"

Es tat ihm leid, daß er sie nicht empfangen hatte auf dem Throne sitzend. Er schämte sich und bereute fast seinen Aufruf, weil er ihn quälte, wie seiner ganz und gar unwürdig und nicht entsprechend, wie

eine Demütigung, als hätte er die Schönen seines Landes bitten wollen, als bedürfte er ihrer! —

Und Eine ist gekommen, eine Einzige!

Das war wie ein Verschmähen seiner selbst.

Nach einer Weile trat er ein.

II.

Sie stand knapp an der Tür, durch die sie gekommen war, und verbarg eine große Bewegung durch äußeres Starrsein. —

Bei seinem Eintreten erhob sie die Augen, ganz flüchtig. Es waren schöne Augen, so viel war ihm klar.

Er wollte auf sie zugehen und ihre Hand fassen und sagte, so freundlich er konnte: „Ich danke dir, daß du gekommen bist."

Sie aber wehrte ab.

Da entstand eine Pause.

Und nun setzte er sich wirklich auf den Thron und fragte sie in verwundertem Ton: „Warum bist du gekommen?" und da sie schwieg, sprach er schnell weiter: „Ich hab' den Aufruf erlassen, daß sich die Schönen des Landes in meinem Schlosse versammeln sollten, aber nur freiwillig sollten sie kommen. Ich will sie nicht eintreiben lassen durch meine Knechte wie Jahrmarktsvieh . . . Ich wollte, ich wollte sehen, wie viel Schönheit in meinem Lande lebendig sei und welche Hoffnung darin liege für die Zukunft . . . das hab' ich wissen wollen."

„Ich weiß es, Prinz", sagte das Weib. „Ich hätte selbst die Antwort geben können, nur war mir die Zunge gelähmt durch das Gefühl der Einsamkeit, das hier im Schlosse lastet, durch das Bewußtsein, daß ich die Einzige von allen bin, die freiwillig zu dir gekommen ist."

Der Prinz fuhr auf: „Willst du dich lustig machen über mich! — Aber lassen wir das. — Wie kannst du wissen, was ich niemand sagte?"

„Ich weiß, daß du nur dieses wolltest, Prinz, weil du zu stolz bist, etwas Anderes zu fühlen oder gar zu bekennen. — Aber du bist einsam und darum hast du nach uns gerufen, denn du erträgst es nicht länger allein . . . Darum bin ich gekommen und will bei dir bleiben."

„Kennst du mich denn?!"

„O ja! Ich glaube dich zu kennen: du bist nicht so wie die andern Männer des Volkes, die man erst sehen und sprechen muß, um das Gefühl zu erfahren, das sie in uns erwecken. Ihr Herrschenden wirkt in die Ferne, euer Tun und euer Sein spricht sich herum und wir haben schon lange entschieden, bevor wir dich sahen: zur Liebe oder zum Haß."

Er hätte jetzt gerne gefragt: Wozu hast du dich entschieden? Aber er war seiner Sache nicht sicher. Es ging von ihr etwas aus, wie ein Ausstrahlen von Feindschaft, als wäre sie nicht allein gekommen, als stünde noch etwas mit ihr im Bunde, das er nicht zu nennen wußte: aber es war da und war fühlbar. Es machte sie stolz und verwegen und glühte aus ihren Augen, und er merkte, wie seine Teilnahme wuchs. Und er fragte — nicht so wie er wollte, aber nahe daran: „Was willst du von mir?"

Sie schwieg.

Das reizte ihn.

Er sagte: „Weißt du auch, du stolze Vielwisserin, was es kosten kann, wenn du zu mir kommst und mir mißfällst durch deinen aufreizenden Trotz. — Und was es vielleicht kosten könnte, wenn du mir wohlgefielest?"

Sie nickte ganz selbstverständlich, als wüßte sie alles.

„Dann weißt du wohl auch, was mein Vater mit seinen Frauen getan hat? . . . Das könnte auch dir widerfahren . . ."

Sie nickte.

„Weißt du, wie meine Mutter starb?!"

Da warf sie den Kopf zurück und nickte langsam, zwei-, dreimal. Dann glühte sie auf: „Die ganze Zeit hab' ich darauf gewartet zu kommen! Du Grauenhafter, du Wilder! Gerade so fürchterlich wie dein Vater!"

„Was willst du von mir?!" rief der Prinz und verlor seine Sicherheit. Die lauernde Kälte der früheren Fragen war völlig aus ihm geschwunden.

Sie aber mit fliegendem Atem und bebenden Nüstern, als wäre da nichts mehr zu fragen: „Was ich will, warum ich gekommen . . ."

Sie stockte und zähmte sich und war auf einmal ganz eine Andre: „Was ich, was ich eigentlich will . . . ich weiß nicht . . . ich weiß es noch nicht. Nur was ich wollte." Und nach einer kleinen Weile: „Aber schließlich ist es an mir zu fragen, denn du hast mich gerufen, Prinz. Was willst du von mir?" Ein wenig spöttisch fügte sie noch hinzu: „Du hast es mir schon einmal erklärt, doch ich sehe durch deine Reden hindurch. — Hier bin ich, tu was dich gut dünkt. Ich bin deine Magd. Ich werfe allen Schutz und alle Hüllen von mir ab . . . so bald du es befiehlst und Hand anlegst."

„Laß das!" — Der Prinz stand auf.

Er sah sie lange an; dann sagte er und hatte wieder seine Sicherheit: „Weißt du auch, wie der Ton deiner Rede und dein ganzes Gebahren dem Inhalt deiner Worte zuwider läuft und dich Lügen straft. Ins Gegenteil wendet sich deine ergebene Demut wie ein gefährliches Drohen."

Sie fühlte sich enttäuscht, als wäre sie durchschaut und wiederum, als wäre sie verschmäht, und jetzt quoll wirklich etwas wie ein Groll in ihr herauf, der aus ihr selber kam, nicht vorgefaßt und übertragen war.

Der Prinz schien weiter gar nicht ungehalten, im Gegenteil, er munterte sie auf: „Nur weiter, immerzu in diesem Stolz, aufrührerisch und groß! Ich liebe diesen Stolz!"

„Das ist kein Stolz, o Prinz!" brach es aus ihr heraus. „Das ist die Rache! Die Rache für die Frauen, die dein Vater . . ."

Der Prinz: „Dann hättest du zu meinem Vater gehen sollen! — So also kommt der Haß zu mir und nicht die Liebe! — Warum auch nicht? Das paßt vielleicht ganz gut für mich und dir steht es nicht übel." Er fügte launenhaft hinzu: „Nein, nein, es paßt auch gut für dich. Viel besser als der Sklavensinn: Ich bin mit dir zufrieden. — Ich will dir Diener und Mägde schicken; die sollen deiner pflegen und warten, wie es deinem Stolze geziemt. — Du . . . meine Königin!"

Dann wandte er sich um und ging und rief schon nahe an der Tür: „Wenn du die Königin nur trefflich spielen könntest, daß man sich deiner nicht zu schämen braucht!"

Als sie allein war, dachte sie bei sich: „Er spielt mit dir! Er hat den Plan durchschaut, er schickt dir jetzt den Henker! — Darauf war ich gefaßt . . . doch erst nachher! Noch ist es ungetan und meine Absicht scheint vereitelt. — Warum hast du ihn so gereizt? — Ich mußte ja, ich finde nicht die innere Erbitterung in mir, daß ich ihn töten könnte.

„O wärest du an mich herangekommen, dann hätte ich vielleicht die Abwehr stark genug empfunden und den Dolch gezückt.

„Ich weiß nicht, was ich wollte . . . was ich will . . .

„Doch, wenn er wieder kommt, dann tu ich es!"

Da ging die Tür.

Es waren bloß die Diener und die Mägde, die ihr der Prinz gesandt.

* * *

Wenn der Prinz erregt war und seine Unruhe los werden wollte, sprach er häufig mit sich selbst, oder da er sonst niemand besaß, den er als Mitwisser gewünscht hätte, ging er zumeist in seinen Bildersaal, schloß alle Türen ab und hielt dort lange Reden an seine lieben Getreuen von Marmor und Erz.

Auch diesmal war er nach alter Gewohnheit herüber gekommen zum Besuch der Götter und Helden; und wieder sprach er wie schon oft von seiner Einsamkeit, seiner Verlassenheit und seiner großen Sehnsucht.

Dann trat er vor den jungen Alexander und sagte dies: „Mir ist die Tyrannei des Ich-Gefühls zuwider! Jetzt sind es 21 Jahre, daß ich den Boden trete dieser armen Welt, zwei Jahre sitz' ich schon auf diesem Thron da drinnen, seit sich mein Vater in das Siechenbett gelegt. — Die Mutter hab' ich nicht einmal gekannt, der Vater zählt nicht mehr — wie lange hab' ich nicht mit ihm gesprochen! So steh' ich losgetrennt von aller Welt und mußte selbst mein Vater sein und mich bemuttern, mein eigner König und mein Gott zugleich; und tat nur immerzu, was meinem Willen taugte und dies allein, denn alles andre galt mir nichts und wog mir keinen Spinnwebfaden einer Rücksicht auf, die mich gehindert hätte. — Doch endlich bin ich überdrüssig dieser Tyrannei der übergroßen Freiheit; sie ist mir schon zuwider!

„Du hast es gut gehabt mit deiner Macht! Ich brächte nicht einmal

sechstausend Krieger auf aus meinem Land, das so beengt in diesen Bergen liegt. — Das ist zu wenig für die Welteroberung.

„Ich müßte etwas tun, um Jagd zu machen nach der Welt, nach irgend etwas in der Welt, sonst bleibt mir nichts mehr übrig, als alle Speere gegen mich zu kehren und daran verbluten."

Nach diesen Worten wandte er sich um zu einer schönen Göttin und fuhr fort: „Ich will die neue Krone über mir, will mich hinunter beugen in den fremden Willen, den ich mir selbst errichte als Gesetz: Sie sei die Königin! — Du Narr! Was du für schöne Reden hältst an deine Bilder!"

Dann lachte er sich selber aus, und er genoß mit freudigem Gefühl das steigernde Bewußtsein über sich hinaus zu wachsen, über sich zu spotten und zu lachen und schon im nächsten Augenblick weitsichtiger zu sein als er, als er der früheren Minuten.

„Was will ich denn? Ich will ein Weib, daß ich Lebendiges in meinen Armen fühle, nicht diese Statuen von Stein und Erz, die kalt und stumm von ihrem Postament herunterglotzen. — Ich schlag' euch noch in Trümmer . . . doch nein! Ihr würdet euch nicht einmal wehren können, so arm seid ihr und tot. — Ich danke euch für eure treuen Dienste. Jetzt will ich das Lebendige gewinnen!"

Er ging zu ihr.

* * *

Als der Prinz eintrat, zogen sich die Diener lautlos zurück.

Er deutete auf die unberührte Mahlzeit und sagte: „Du hast nichts genossen, argwöhntest du etwa, es sei Gift darinnen? Ich werde augenblicklich die Kostprobe abhalten lassen und einen der Kerle rufen."

Es tat ihr vielleicht leid, daß es um ihretwillen geschähe, denn sie trat auf ihn zu, als wollte sie ihn hindern, an das Metallbecken zu schlagen und das Zeichen zu geben, oder vielleicht war sie unwillig, daß er nicht selbst den Mut aufbringe, für sie zu kosten.

Sie kam ihm ganz nahe.

Der Prinz: „Was willst du?"

Sie hatte blitzschnell einen Dolch gezückt und rief: „Vergeltung für die Frau, mit der dein Vater die verfluchten Spiele trieb, wie

du sie jetzt mit mir: das Spielen mit der Königin!"

Er taumelte zurück und staunte wie erfreut, dann hob er sich empor und schnellte auf sie zu, zwang ihr den Arm herab, daß ihr der Dolch entfiel.

Er hielt sie fest in seinen Armen wie umklammert und lachte im Triumph: „Der Stoß war rasch und gut geführt! Du Blut von meinem Blut! Doch hab' ich meinen Panzer noch nicht abgelegt, so ging es mir nicht tief. Ich spielte wahrlich nicht. Das muß ich erst erlernen. Du aber spielst sehr ernsthaft und gefährlich. — Das weiß ich wohl zu schätzen!"

Und wieder mit dem kalten Glanz der Stimme fuhr er fort: „Weißt du am Ende auch, daß ich es schätze, und hast darauf dein Spielen eingerichtet?!"

„Nur zu, nur immerzu in diesem Ton!" stieß sie hervor. „Tu mir nur irgend etwas Hassenswertes, damit ich Rache nehmen kann für mich!"

„Ich zwinge dich und halte dich in Armen und tue, was ich will mit dir!"

Ihr kam es von den Lippen wie verhauchend: „Küsse mich! du Starker, du! — Ich kann nicht hassen und nicht lieben als für mich allein, ich kann nicht Rache nehmen für die Anderen!"

Und dann das Eine wiederum und fort und fort: „Küsse mich! küsse mich!"

Da sagte er: „Bist du jetzt mein? Mein Eigen ganz und gar, so wie du bist, mein eigenster Besitz. — Ich will nicht mehr, als daß du dieses fühlst und mir bekennst! — Nein, nein, ich will nicht bitten!"

Damit ließ er sie los, hob ihren Dolch vom Boden auf und steckte ihn in seinen Gürtel: „Ich will dir auch nicht sagen, daß ich es wünsche, oder daß ich solchen Worten auch nur den kleinsten Wert beimesse. — Ganz wie du willst."

Er rannte fort und stieß im Gang auf einen Diener; den hielt er fest und gab ihm den Befehl: „Die Frau soll ungehindert ein und ausgehen können, wohin sie will und wie sie will, als wäre ich es selber! Sag' es der Wache und dem Hausmarschall und den geheimen Posten. — Hier zum Beweise dessen meinen Ring."

III.

Er war im Bildersaal.

Er steckte alle Lichter an, weil es dem Abend nahe ging, er stellte überall ein Flämmchen hinter grüne oder rote Gläser, daß ein Widerschein von vielen Farben die starren Statuen in wechselnden Gebärden sich bewegen ließ wie ein Lebendiges.

Er zündete bei jedem Frauenbild ein Räucherpfännchen an, daß süßer Duft hervorquoll und eine sanfte Wärme in die Glieder strömte mit einer frischen Kühle wundersam vermählt.

So standen diese herrlichen Gestalten in königlicher Nacktheit da und hüllten sich in wehende Gewänder auserlesner Düfte und bunter Farbenspiele.

Er schritt von Bild zu Bild; trank ihre Schönheit in sich ein, bis daß er völlig trunken war, und lehnte hin und wieder seine heiße Wange an die wundervollen Formen, an ihre Zartheit und den kühlen Schmelz und brannte des Verlangens voll, daß sie lebendig würden.

Und öfter sah er nach dem Eingang hin und ging zur Tür und lauschte. Und plötzlich fuhr er hastig an die Riegel, um sich noch einmal zu versichern, ob er doch nicht zugeschlossen hätte — aus Gewohnheit.

Dann sprang er lautlos, katzenartig in die Mitte seines Bildersaals und barg sich hinter eine Statue und sprach: „Ihr seid mir treu! Sie aber zückt die Waffe gegen mich!"

Da trat sie ein.

Er hielt die Göttin immer noch umklammert, nur sein Gesicht hob er der Kommenden entgegen, indem er sich ein wenig bückte und den Kopf hervorschob unter ihrem ausgestreckten Arm, ganz leicht an ihre Hüfte angeschmiegt.

So sprach er wie aus einem Hinterhalt: „Ich hab' auf dich gewartet. Meinst du denn, ich wäre nur der Diener wegen fortgegangen, um sie zu rufen? Ich wollte dies: daß du mir folgen sollst! — O du —! Nun bist du endlich hier!"

Und wieder schien ihm viel zu viel gesagt.

Er nahm die Hälfte rasch zurück: „Daß du nicht glaubst, es wäre mir ein allzu heißer Wunsch, daß du mir folgen würdest — O nein!

Ich wünschte nur zu wissen, was du tun würdest, drum lief ich auch das zweitemal hinweg. Ich wollte nur mit ansehen, wie du folgen würdest und dieses Kommen in mich schlürfen wie einen lang begehrten Trank nach vielem Dürsten.

„Doch nicht den kleinen Finger heb' ich auf, um dir zu winken: Ich stehe still und warte. — Nur wart' ich niemals so, daß ich die Zeit dafür von anderen bestimmen ließe, die sie beliebig in die Länge zögern könnten; die grenz' ich selber ab."

Sie setzte ihm entgegen: „Wenn ich nicht gekommen wäre, dann würdest du noch immer warten auf die Schönen deines Landes."

„O nein, das trifft mich nicht", gab er zurück. „Das zählt mir alles nicht, denn früher hab' ich nur gewartet ganz im allgemeinen auf euch alle und hab' mir selbst die Zeit dafür gewählt: drei Tage lang von morgen sieben Uhr bis sechs Uhr abends. Nicht weniger noch mehr! — Doch jetzt, da es mir nahe geht und gilt, wär' jedes Warten wie die größte Schmach. — Ich wollte auch nur wissen, ob du kommen würdest. Und wärst du nicht gekommen, trotzdem ich es gewollt und hättest du versucht mich länger hin zu halten —: dann hätte ich dich töten müssen. Drum ist es gut, wenn ich es nicht gewollt."

„Dann kann ich wieder gehen", kam es schwer von ihren Lippen. Sie machte Miene, wieder umzukehren.

Da ließ er seine Göttin los und hob die Hand wie flehend und trat ein wenig vor, doch sprach er nicht ein Wort.

Sie sagte wie beschwörend: „Mach dir und mir dies alles nicht so schwer, denn mir entfällt der Mut und fast bereu' ich selber schon das kleine Stück des Weges vom Thronsaal hier herüber. — Du wirkst wie eine Krankheit auf mich ein, die mich zuletzt auch noch ergreifen wird."

Nun stand er plötzlich völlig knapp bei ihr, hielt ihre Hand in seiner und fragte schmeichelnd wie ein kleines Kind: „Warum bist du gekommen?"

„Weißt du es nicht?"

„Ich frage viele Dinge, die ich längst schon weiß, weil ihre Antwort süß zu hören ist."

„Wie kannst du wissen, was ich niemals sagte?" sprach sie halb im Scherz und nahm sein Wort von früher wieder auf. Doch zähmte sie sich gleich und setzte fort in schlichter Einfachheit: „Ich bring dir dies und bring' es ohne Falsch; darum bin ich gekommen."

Sie zog zwei Fläschchen aus dem Gürtel und gab sie ihm: „In einem ist ein Pülverlein, im andern ist ein Tränklein Gift. Das war für dich. — Nimm es mir ab, damit ich nicht versucht sein könnte, mit Speis' und Trank die Liebesgabe zu vermengen."

Er fragte sie und wieder klang das Flehen in seinen Worten mit: „Liebst du mich?"

Sie sagte: „Ja" — doch so, als wollte sie ihm zu verstehen geben: Warum fragst du schon wieder?

Und er verstand es gleich: „Du hast ganz recht, dein ‚Ja' hat keinen Wert, wenn es so abgepreßt wird wider Willen und nur die Antwort auf die Frage ist. — Sei unbesorgt, ich werde dieses ‚Ja' nicht überschätzen."

„Fühlst du denn nicht", erklang es vorwurfsvoll, „daß dieses Bringen meiner beiden Fläschchen wie ein Zeichen ist, viel mehr als tausend ‚Ja', die ich gejubelt hätte, als würf' ich jeden Schutz hinweg und stellte mich ganz hilflos hingegeben unter deine Macht?"

Das sah er ein und sagte völlig ruhig: „Nun ja. — Ganz gut."

Dann aber packte ihn der Zweifel an: „Wie reimt sich das? sag an! Du hältst ja selber dein Gefühl zu mir für so veränderlich und schwankend, daß du dich heute schon beeilen mußt die Fläschchen weg zu schaffen, um nicht zu bald versucht zu sein mit Speis' und Trank die Liebesgabe zu vermengen! Das fürchtest du schon jetzt und ziehst es in Erwägung . . . Verzeih: daß du sie bringst, zeugt ja von gutem Willen, wie es zum Anfang stimmt. — Doch fahre fort, so wie es sich gehört: leg' deine Kleider ab, damit ich sehen kann, ob du den Bildern stand hältst, die ich in mir trage, und auch vor diesen Göttern hier im Saal den Preis der Schönheit ohne Fehl verdienst."

Sie wurde schüchtern und ihr war es, als besänne sich ihr Inneres: Ich bin begierig, ob ich ihn jetzt werde hassen müssen, sobald er

Hand an mich legt, oder ob ich ihn erst recht viel mehr noch werde lieben müssen. — Dann sprach sie laut: „Wenn du es selber tust."

Er wurde über und über rot und hielt sich ganz still.

Das machte sie gefaßter, sie entgegnete: „Du sollst von mir nicht mehr verlangen, als du selber tust. Ich wollte nicht einmal so viel: du sollst es mir nur leichter machen und mir helfen, sonst bin ich noch viel mehr ein Ding, das man zur Schau stellt auf den Markt und wählerisch vergleicht und seinen Wert bestimmt, bis auf die kleinste Scheidemünze knauserig genau. — Und dieses alles soll ich selber tun, statt daß es überreich genüge, wenn ich es ohne Widerstand geschehen lasse."

„Ich seh' es ein: du hast wohl recht", gestand er zu. „Es wär' zu viel verlangt von dir." Dann sprang es schnell aus ihm heraus: „Gleich gegen gleich! ich will mich auch klein machen wie ein Kind und fügsam werden . . . Tu es mir! . . Du — mir!"

Da zuckte sie zusammen und erzitterte bis in das Tiefste ihres Leibes, daß er in Angst geriet, sie könnte fallen, und sie nur immer inniger umklammerte, indes sein Atem heiß und hurtig ging und seine Lippen flüsterten: „Es drängt mich alles von mir abzutun: jedes Gewand und alle Hüllen von der Seele, um dir nur nah zu kommen und das Verloren- und Verlassensein in leerer Welt zu überwinden, die ewig wie ein zweites Feindliches mit mir im Kampfe liegt und mich ermüdet hat."

Dann führte er sie hin zum goldnen Bettgestühl vom Purpurbaldachin mit bunten Fransen überspannt.

Dort setzte er sie hin und kauerte sich zu ihren Füßen nieder: „O wenn du wüßtest, wie es drinnen fast verdorrt, wie es vertrocknet und erfroren ist und wie es dürstet aufzutauen, sich klein zu machen und hinauf zu schauen. — Du sollst mich streicheln wie ein Kind! und küsse meine Augen!"

Sie tat es, und er schmiegte sich an sie und jubelte ganz leise wie beseligt: „Wie es lebendig ist und wie es klopft in dir! — das hab ich lang vermißt . . . bei meinen Steinen hier im Saal."

Und er genoß den Pulsschlag ihres Lebens und das Geborgensein seiner verhetzten ausgestoßnen Seele.

Doch nur für kurze Zeit.

Dann klang es wie Gewitterdrohen unruhvoll herauf: „Ich bin jetzt am empfindlichsten, ganz wehrlos und zerbrechlich. Drum mußt du fein behutsam sein! Gelt ja ... Sonst bricht die andre Seele wiederum heraus. Die wütige und wilde: die duldet keine Götzen über sich; sie will sich stark und angebetet wissen und sieht in jeder milden Weichheit eine Schmach! Drum mußt du fein behutsam sein! Gelt ja ..."

Allmählich wuchs er ganz an sie heran und rankte sich um sie und trieb mit seinen Worten ein verwegenes Verschwenden: „Zu deinen Füßen soll mein Stirnreif liegen, und trüge ich ein Szepter, würf' ich es hinweg, denn ich will alles königlich vergeuden und mein eitles Selbst verlachen, das sich ewig fürchtet zu weit zu gehen und sich am Ende zu verlieren. — Doch mußt du ganz mein Eigen sein und zu mir halten, wie ein Stück von mir!!"

„Ja, ja, das will ich ja!" gelobte sie.

Ihr ganzes Wesen war ein Offensein. Ihr weißer Leib war süß erglüht und brannte zu empfangen, und alle Tore waren ihm weit aufgetan, mit den verborgensten und süßesten Gemächern ihrer Frauenschaft.

Nackt trug er seine Seele wie den Leib von ruhlos wechselnden Empfindungen durchwühlt und hauchte: „Wie oft hab' ich gestöhnt, wenn meine Seele schwer von argen Qualen herunter sank von ihrer hohen Zinne und fiel und fiel hinab ins Bodenlose wie durch tausend Schächte! Wenn sich mein Leib in Müdigkeit verkrümmte und zusammenbrach, dann schlug ich auf den Boden auf und suchte einen Untergrund darauf zu ruhen —: du bist das Beste meiner Seele, du ... du süße Sicherheit voll Jubelwonne und Verzückungen!

„Ich spüre nie genug und nie zu stark ist das Gefühl, wie ich mit dir verbunden bin, du meine Brücke mit der Welt, du Ruhstatt meiner Seele und des Leibes."

Sie war berauscht durch seine Worte und bebte den geheimsten ungekannten Wundern der Vereinigung entgegen und glaubte zu vergehen vor Glut und Ueberspannung ...

Ihm war auf einmal kalt.

Er griff nach seinem Mantel und hüllte sich darein und sagte: „Wie lange wird das dauern? Wirst du auch immer zu mir halten? Du? Und immer treu zu mir? Mit jener Art von Treue, die den Geliebten niemals anders denkt und fühlt als in der gierigsten Vereinigung und in der letzten Gipfelhöhe des Geliebtseins? — Du mußt mich stets so lieben, so wie jetzt im Augenblick. Ich fleh' dich an, sonst kann ich nimmermehr gerettet werden. Ich bitte dich darum. Ich knie vor dir, ich kniee!"

Sie wußte keinen Rat und grübelnd fuhr er fort: „Es ist ja eine Abkehr von sich selbst, ein Sklavendienst an etwas außer mir, wenn ich so vor dir kniee. — All diese Liebe, diese hingeopferte Anschmiegsamkeit und dieses zuckende Hinströmen und Verfließen —: ein Rasen geiler Mörderlust am eigenen Selbst, ein Taumel durch Vernichtungstode unseres Selbstgefühls. — Wie soll ich wiederum am nächsten Morgen frisch gestärkt erwachen und Herr sein über allem, wie ich will!"

Sie machte eine hastige Bewegung:

Da trat die Härte wiederum in sein Gesicht und scheuchte alle Sanftheit weit hinweg.

Es schob sich etwas Andres vor, das längst im Hintergrund gelauert hatte.

Er spannte alle Sinne kampfbereit und folgte jedem Zucken ihrer Arme und fragte sich: Wo hat sie jetzt die Waffe hingesteckt? Sie ist doch nackt. Wird es die Nadel sein in ihrem Haar? — Was wird es diesmal sein?

Er fragte noch einmal, nur obenhin, um sein Gespanntsein zu verbergen: „Wirst du auch immer zu mir halten . . . du?!"

Doch wider seinen Willen klang die Frage wie ein wildes Drohen; und also fuhr er fort: „Du sollst es nur gleich wissen, daß ich niemals an mir bereue, das wäre auch selbstmörderisch. — Ich müßte dann an dir bereuen und dich töten! — Doch wär' mir leid darum, weil ich dich liebe."

Es traf sie wie ein Blitz.

Sie fühlte nur: Jetzt ist die andre Seele wieder losgebrochen

Aus Notwehr und Verzweiflung und fast erstickt vor Weinen, stieß sie das Wort hervor: „Ich hasse dich!"

Er sah sie an.

Sie sog die Wildheit seiner Augen gierig in sich ein und stärkte sich daran. Sein eignes Wesen spiegelte sich ab in ihr, und ihre Stimme schnellte hoch und wurde laut wie gellender Triumph: „Du hast vor mir gekniet — ich hasse dich!"

Er taumelte zurück und hielt sich fest am goldenen Gestühl des Ruhebettes.

„Siehst du, wie du bereust an dir!" so höhnte sie. „Wie die Verachtung deiner selbst heraufsteigt gegen dein gespreiztes Ich-Gefühl, daß du so weich sein konntest und so niedrig und in mich verliebt! Schmach über dich, du Schwächling! — fühlst du jetzt die Rache!"

Er sagte nur mehr dies: „Du Meuchelmörderin! Jetzt seh' ich in dein wahres Angesicht."

Mit einem Satze sprang er an die Tür und schloß sie ab: „Allmählich werd' ich reif den Vater zu begreifen, der euch getötet hat."

Dann steckte er den Schlüssel von der Tür zu sich: sein wilder Trotz zerbrach und wie gebrochen rief er aus: „Warum hast du mir das getan? Warum gerade du?"

Und immer wieder klang dies eine ‚Du'. In Weinen und in Wut, nur immer dieses ‚Du', . . . ‚gerade du —!'

Nun hätte wirklich einer sagen können, er wäre schwach erschienen, denn jetzt erst fühlte er, wie ihm dies nahe ging, so nah wie niemals noch im Leben etwas Fremdes außer sich.

Auch sie hielt ihren Trotz nicht länger aufrecht und gestand: „Ich kann nicht warten, bis du sagst, bis du mir selber sagst, du wärest meiner überdrüssig, denn das ertrag' ich nicht! — Ich sah dein Schwanken im Gefühl, ich merkte wie das wilde Lauern in deine Augen schlich . . . Es konnte etwas Andres sein, doch konnt' es auch der Anfang sein vom Ende. So war es höchste Zeit! — Ich kann nicht warten, bis du mir erzählst, es ginge dir nicht nah, du hättest nur gespielt, wie große Herren tun, um dies Gefühl ein wenig auszukosten, um auch darin vertraut zu sein . . . So kam ich dir zuvor und nahm dir

rasch das Wort vom Munde weg, wie früher schon die Küsse. — Ermanne dich und töte mich, wenn du mich liebst, so lang du mich noch liebst, so lang es dich noch schmerzt. Ich will die Qualen des lebendigen Erfrierens nicht erleiden!"

Und damit sank sie hin. —

Er sagte völlig wund: „So schleichen wir um uns herum wie arge Feinde mit Dolch und Gift und lauernden Gedanken und sind getrieben uns zu lieben."

Die Bitterkeit und alle Leidenschaft war ganz aus ihm geschwunden, zugleich mit dem Gefühl der augenblicklichen Persönlichkeit, so völlig aufgesogen, wie ein Tropfen Wasser in der Wüste. Er war nur groß und schauend.

Er lehnte sich an eine Statue und sagte dies: „Wir müßten leblos werden wie die Bilder, daß eins im andern völlig untergeht und so versinkt, daß nichts mehr von ihm übrig bleibt als nur der Widerschein des Anderen; dann wär' der Eine so wie tot; ganz wie ein Bild mit einem Räderwerk, das wandeln kann und das man aufzieht nach Bedarf und Laune. — Da ließen sich bequeme Spiele spielen.

„Wir haben es noch nicht so weit gebracht! Und gleichen dennoch diesen Statuen, trotzdem wir so lebendig sind und eben deshalb, weil wir so lebendig sind und uns so sehr bewußt: gleichmäßig in uns selbst gefestigt und beharrlich eifersüchtig auf uns selbst: So bricht der Abgrund auf und ewig bleibt ein Trennendes unüberwindlich fortbestehen.

„So heben auch die Statuen die Arme und winken sich und wollen zu einander —: doch sind sie eingewurzelt in ein Postament und können über ihre Zwischenräume nicht hinüber.

„Das bleibt uns noch, wir müssen leblos werden, wir beide, oder eins von uns."

Dann war es zwischen ihnen wieder still.

(Schluß folgt.)

Septembertag / von Guido Höld.

Oh Herbstes Himmelshöh'n! ihr grund- und uferlosen,
Ihr heute nahen mir wie nie sonst: da ihr heut'
Selbst auf die Erde allenthalb euch niederlaßt,
Durch überall schon offne Fernen herzublicken —
Und du, du stämmereiche Au, du Äckerweite!
Ihr Weidefluren! ihr mit eurem wunderlichen
So trägen und so wohlig stillen Wiesenwaal,
Der als die immer noch so volle Ader euch
Da drüben niederhangendes Gezweige tränkt
Von grauen Weidenbüschen, still begehrenden,
Und der, wenn ich ihm näher trete, sinnend stockt —
Ihr Zäune! schmuckbeschwert und überbürdet fast
Vom roten Spitzenwerke kletterſüchtigen
Gesträuchs und Staudenwerks, das einst im Sommerdrang
Aus hochumhegter Au her gar noch überstieg;
Jetzt welkt es schamrot, längst schon Sommers satt und müd —
Ihr Trupps von silberrindigen Pappeln, klangbegabte,
Mit tönendem Laube, stromesnah dort drüben bäumend
In lautre blaue Höh'n! vom starken Blau Umfloßne!
Kühl dringt's euch rings herein durch halb schon nackte Kronen —
Ihr gilbend heitern Wipfel! nun noch lichtumbadet,
Von allen Lichtern überschwemmt wie nie im Jahr, —
Ihr Dinge all, heut inniger als je mir nah,
Wie macht mir euer namenloses Wesen heut
Und euer endenahes, doch in Stolz und Gram
Der Gegenwart noch trunken ganz dahingegebnes,
Eu'r zecherfrohes Schönsein all mein Herz bestürzt!

Und sieh! — Gedanken voll schwermütiger Heiterkeit
Und voller Geist entbinden sich und weilen rings.
Umschwebenden Gestalten gleich, doch unsichtbar;
Wie Schatten nur, wie Seelen, menschenhaft und scheu:

Zu ahnen nur, zu wittern, doch ganz unfaßbar. —
Mich aber, der heut nicht mehr weiß, wohin ich doch
Mein Innres wende nur, mich nehmt ihr heut wohl auf
In euren stummen Kreis, verschlingt umspinnend mich
In euren Reigentanz, der langsam leis sich regt.
Doch heft'ger regt er sich euch gleich von meinem Blut,
Das ihr mir schon zu unnennbarem Aufruhr treibt,
Dieweil ihr euch, schon allzunah umschwebend, neigt
Zu mir, in mich: von meinem Blute, das euch lockt,
Zu trinken heftig, daß auch euch noch Blut bewege.

Tanzende Pflanzen — Tanzende Wälder / von Paul Scheerbart.

Als ich neulich auf einer Vortragstournée in Amerika war, kam ich auch nach Milwaukee. Ich wohnte dort im Europäischen Hof, einem sehr großen Hotel mit 17 Etagen. Und in dem Hotel entstand ein großer Lärm — gleich nachdem ich ankam

„Die Sensation des Tages!" schrieen die Kellner.

Und der Oberkellner rief:

„Das Ereignis der Saison! Flaggen raus! Alle Fenster putzen! Heute Abend Illumination!"

Und der dicke Portier stammelte mit Freudentränen in beiden Augen:

„Haben wir ein Glück! Haben wir ein Glück! Der Europäische Hof ist das glücklichste Hotel von ganz Amerika."

Ich kraute mir hinter beiden Ohren und starrte ziemlich dumm in diese ganz aufgeregte Szene hinein — und, da ich eben meinen Namen ins Hotelbuch geschrieben hatte — glaubte ich beinahe, ich sei das Glück des europäischen Hofes — meinetwegen würde geflaggt und illuminiert.

Ich wollte fragen, traute mir aber doch nicht so recht; es kam mir mein Erscheinen in Milwaukee doch nicht so sensationell vor; ich hatte nur einen einzigen Koffer und hielt Vorträge unter dem Namen Jefferson über europäische Literatur.

Daß den Amerikanern plötzlich die Literatur Europas so furchtbar bedeutsam vorkommen sollte, schien mir denn doch zweifelhaft.

Und ich schwieg.

Und das war mein Glück.

Hätte ich gefragt: „Meinen Sie mich denn?" so hätte man mich sicher ausgelacht.

Das Schweigen ist doch sehr empfehlenswert.

Schweigen ist Gold.

Nach dieser schweigsamen Kontemplation kam das Ereignis der Saison in den großen Hotelsaal hineingerauscht.

Eine Dame kam — als dieses Ereignis.

An ihrem Auftreten merkte ich gleich, daß sie diejenige sei, welche . . .

Leise fragte ich den Oberkellner:

„Wer ist's?"

Der schlug die Hände überm Kopf zusammen und rief laut:

„Aber Mr. Jefferson! Das wissen Sie nicht? Sie kennen noch nicht einmal Mrs. Lydia Rafaello? Sie wollen wohl scherzen mit mir. Sie benehmen sich seltsam. Sind Sie ein Hanswurst? Ich bin keiner."

Und mit diesen Worten rannte er davon; in Deutschland hätte ich ihn wegen Beleidigung verklagen müssen; in Amerika hätte ich ihn eigentlich totschießen müssen.

Mir blieb aber keine Zeit, diese Revolvergedanken weiter fortzuspinnen, denn Mrs. Lydia trat ohne weiteres auf mich zu, reichte mir die Hand und sagte charmant:

Mr. Jefferson! Sie halten Vorträge über Europa, ich über Südsibirien, berichte von fabelhaft Großartigem. Alle Welt sehr erstaunt, daß so was gibt. Sie müssen schreiben fulminantes Kritik in die Blätter von Diesseits und Jenseits. Kabeln Sie gleich nach Berlin und Paris, daß ich soeben bin angekommen in Europäisches Hof mit groß Gefolge und prachtvolle Toiletts. Meine Brillanten kosten hunderttausend Dollars — meine Vortragsgarderoben noch einmal soviel. Kabeln Sie! Kabeln Sie! Good evening, Sir."

Sie rauschte schon weiter, während ich mich immer noch tief und ehrfurchtsvoll verbeugte.

„Sie ist ja schon fort!" zischte mir der Oberkellner ins Ohr.

Ich blickte auf — und sie war tatsächlich schon zum Saale hinaus. Ich wollte dem Oberkellner nachlaufen, um ihm seinen Hanswurst wiederzugeben, rannte aber gegen den dicken Portier.

Der sagte ernst:

„Sie eilen zum Telegraphenamt. Da haben Sie ein Recht, alle Leute über die Haufen zu laufen. Glücklicherweise bin ich so korpulent, daß ich nicht so leicht falle. Good evening, Sir."

Er machte mir Platz.

Und ich ging nun ziemlich eilig zum Hotel hinaus — zur nächsten deutschen Bierstube, allwo ich mir Weißwürste und echtes Münchener bestellte.

Beides kam, war teuer und gut, und ich geriet dabei in ein Gespräch mit dem Wirt.

„Miß Lydia ist ja jetzt auch wieder da. Haben Sie schon einen Vortrag über Südsibirien von ihr angehört?"

„Nein, Sir", versetzte er gutmütig, „das ist nicht gut möglich, wenn man durch sein Geschäft an Milwaukee gefesselt ist. Aber viele Gäste haben sie schon in Chicago und San Francisco gehört. Das ist ja das Kolossalste, was wir erlebt haben. Sie wissen doch, um was es sich handelt, nicht wahr?"

„Keine Ahnung!" rief ich lebhaft.

Da kam er ganz außer sich und sagte schließlich bitter und scharf:

„Sie scheinen mit der Zeit nicht mitzugehen. Sie sind ein geistig Zurückgebliebener. Ein anständiger Mensch kümmert sich doch um das, was als Ereignis der Saison bekannt geworden ist."

„Nun", rief ich heftig, „geht mir die Geduld aus. Erzählen Sie mir rasch, was das mit Südsibirien ist. Schnell! schnell! Ich soll nach Berlin und Paris kabeln. Das hat mir Mrs. Lydia aufgetragen. Aber ich muß doch wissen, was eigentlich los ist."

Der Bierwirt stand auf und sagte kalt:

„Gehen Sie doch in den Vortrag."

Ich trank noch einen Kognak und ging — tatsächlich in den Vortrag, obgleich ich sehr ungern von anderen Leuten Vorträge anhöre.

Mrs. Lydia Rafaello hatte schon eine Pause gemacht. Jetzt fuhr sie fort — ungefähr so:

„Wie ich nun da so mitten in dem großen Garten sitze, geht plötzlich der Vollmond auf, und die Nachtkäfer machen ein ganz eigentümliches Gesumme. Und das wird immer stärker — immer stärker.

Und jetzt kommt das große Wunder an. Wir leben in einer neuen Wunderzeit. Das Unglaubliche wird alle Tage wieder zum Ereignis — zum Ereignis der Saison. Hören Sie nur, meine Damen und Herren. Die Käfer summen im Vollmondschein nicht mehr wie sonst — sie summen melodiös — in hübschen Melodien — in Walzermelodien. Und was passiert darauf? Sehen Sie, meine Damen und Herren, das ist fürwahr das Wunderbarste aller Zeiten. Die Tulipanen und die schlanken Lilien ziehen langsam ihre langen, feinen Wurzeln aus der Erde, schütteln den Staub von den Wurzeln ab, umschlingen sich mit den grünen Blättern — im Vollmondscheine — und beginnen nach den Melodien der Käfer zu tanzen — so zu tanzen — wie Menschen tanzen . . ."

Es ging so noch weiter.

Ich hörte nicht mehr hin.

Ich sah nur ins Publikum.

Sehen wollte ich, wer denn in diesem Publikum zuerst lachen würde.

Aber es lachte niemand.

Alles blieb tiefernst.

Jeder Mann blieb ernst.

Und jede Frau blieb auch ernst.

Ich stand leise auf und ging auf den Zehen hinaus.

„Sagen Sie mal", fragte ich draußen einen kleinen Kellner, „ist dieses Haus ein Irrenhaus?"

„Dieses Haus", erwiderte der kleine Kellner, „ist das Hotel zu den vier Jahreszeiten, im großen Saale hält Mrs. Lydia Rafaello einen Vortrag über Südsibirien."

Mrs. Lydia war eine sehr schöne Dame mit Patti-Augen und rotgoldenem Haar und einem Lächeln, das wirklich bezauberte.

„Sie ist schön", dachte ich, „deswegen kann sie den Leuten erzählen, was sie will. Ihre Schönheit ist der Schlüssel zu dem ganzen Rätsel. Wo alles ernst ist, darf ich allein nicht lachen.

Ich fuhr bald darauf nach Montreal, und da erlebte ich nochmals ein Ereignis der Saison — dieses Mal war's aber eine ältere Dame, der man irgendwelche Schönheit nicht nachsagen konnte — Mrs. Taft hieß sie.

Und diese Dame erzählte vom Innern Australiens — und — die Feder sträubt sich, diesen Unsinn wiederzugeben — im Innern Australiens wollte sie gesehen haben, wie ganze Wälder miteinander tanzten. Und auch dazu waren die Zuhörer tiefernst. Kein Mann und keine Frau lachte. Ich wagte nicht zu lachen, denn ich habe Respekt vor den amerikanischen Revolvern.

Nach etwas übermütig durchzechter Nacht kam ich aber in der tatendürstigen Katerstimmung auf die Idee, den Amerikanern auch etwas vorzuräubern.

Ich ließ Plakate auf den Anschlagsäulen von Montreal erscheinen, auf denen ich kurzweg erklärte, daß ich von tanzenden Gebirgen auf Sumatra berichten würde.

Ich stellte mich nun an eine Anschlagsäule und wollte den Effekt meines Plakates kennen lernen.

Und da hörte ich folgendes:

„Das ist ja Hohn auf Mrs. Taft!"

„Das ist ja eine Frechheit!"

„Sofort zur Polizei! Der Mann muß verhaftet werden!"

„Zur Polizei! Zur Polizei!"

Da hatte ich genug. Ich eilte rasch zur Bahn und fuhr nach Neuyork. Durch einen Zufall entkam ich. Ich trug sonst Perrücke und blaue Brille, legte Beides ab und entkam so — unerkannt.

Aber das mach ich nicht noch ein Mal.

In Amerika kann sich eben jede Dame Alles erlauben. Der Mann wird, wenn er Ähnliches wagt, gleich — verhaftet — oder massakriert.

(gez. von Max v. Esterle.)

Maler Thomas Walch.

Der heiße Abend / von Bernhard Jülg.

Der Himmel leuchtet wie von fernen Bränden
Und fahle Wolken steigen auf, als wären
Sie Opferrauch von brennenden Altären,
Erzürnten Göttern Menschenblut zu spenden.

Erstickt in Angst sind alle lauten Stimmen,
Die Welt erstarrt im atemlosen Staunen —
Und nur im gelben Gras ein böses Raunen
Als kröche dort ein leises Weiterglimmen.

Es sollte endlich eine Glocke klingen,
Es müßte doch ein kleiner Vogel singen
— Ein kleiner Ton, das Zirpen einer Grille —

Sonst stehn auf einmal alle Herzen stille
Und Flammen werden aus den Büschen schlagen
Und alle Bäume rote Mähnen tragen.

Zuspruch / von Carl Dallago.

O Mensch, bist du erst Mensch genug,
erlebst du sicher noch in dir den Flug,
der dich in deine große Freiheit trägt,
wo nur mehr dich dein ganzes Tun befragt, —
und dieses Fragen wie ein Lauschen ist
auf das Gesetz in dir, das wie ein Rauschen ist,
drauf Sitte, Satzung setzen ihren Fuß,
weil, wo sie herrschen, es erdrückt sein muß.

Innsbrucker Kunstschau VIII.

Ander Einberger. Bilderkollektion im Museum Ferdinandeum. Leidet stark unter den Lichtverhältnissen des Rundsaales. Die Fortschritte des Malers erkennt man am besten in seiner zunehmenden Farbenfreude. Zu seinem Vorteile wird er sich vielleicht dadurch jener Gruppe

mehr und mehr entfremden, die für alle Gelegenheiten Alleinseligmachendes auf Lager hält und aus temperamentvollen Geistesdejekten gerne drakonische Gesetze schmiedet, andrerseits freilich auch daran festhält, daß ein „Einbergerbua" dazu da sei, als Renommierexemplar einer ausgestorbenen prächtigen Rasse auf allen patriotischen Jahrmärkten bewundert und begehrt zu werden. Nachweislich bewährt es sich aber nicht, von „Germanengestalten" ganz besonders kraftvolle Emanationen zu erwarten. Auch bei Einberger bedarf es einer starken Dosis traditioneller Epigonenprotzerei, um Kraft und Monumentalität in seinen Werken zu finden. Er kann aber beides entbehren, denn seine Gutmütigkeit und Nachdenklichkeit sind anziehend genug, und seine körperliche Größe und Kraft lassen ihm gerade so viel Nerven, als er braucht, um auf dem goldenen Mittelweg an Ziele zu gelangen, die gleich weit weg sind von Monumentalitätshascherei und gesuchter Primitivität. Er bietet ehrliche Naturstudien, edle Kampfspiele zwischen seinen Fähigkeiten und der Hydra der malerischen Möglichkeiten, ohne zu irgendeiner Verblüffung hinreißen zu wollen. Das seiner Art nächste der ausgestellten Bilder, die Fischer, ist voll weichen Empfindens, vielleicht sogar ein wenig sentimental, sehr gut als Stück Natur gesehen und wiedergegeben. Das zartschwingende Sonnenlicht gibt dem ganzen einen Zug von nobler Resignation. Die Komposition ist durch das Format eingezwängt, einzelne Teile verzeichnet, um sie noch unterzubringen. Gut und impressionistisch gesehen ist die größere Winterlandschaft (die kleinere ist unbedeutend), mit wenigen Mitteln recht farbig gemalt die Kaninchen. Der „Bergsee" ist im Wiesengrün, die Landschaft der zackigen Berggipfel im Himmelblau total vergriffen, dagegen das Bauernporträt sehr tief im Ausdruck. Benedikt.

Zeitschriftenschau.

Der Föhn. Das letzte (August-)Heft bringt eine Elegie in Prosa „Meine Bozener Heimat." Von Robert Böhm. Ich weiß nicht, was Herr Polifka bezweckt. Will er mir weismachen, daß meine einstige Behauptung, er sei mit diesem Böhm in Tirol identisch, aus der Luft gegriffen sei? Oder will er sein Recht auf „Bodenständigkeit" beweisen? Die erste Kalkulation ist aussichtslos, die zweite einsichtslos. Daß Herr Polifka berechtigt sei, sich bei einem Sejour in Bozen als verlorenen Sohn zu fühlen, bin ich jederzeit bereit für eine seiner poetischen Lizenzen zu halten. Aber er behauptet, in Bozen in die Schule gegangen zu sein, und er erinnert sich: „Wenn ich auf dem Schulweg

durch blühende Weingärten mußte, von kleinen Bächen durchrieselt (aber, aber!), und dann durch die Gassen Bozens, mit ihren hohen Giebelhäusern und den kühlen, schattigen Lauben und ich ganz ohne Gedanken war, hatte ich gar kein Auge für alle diese Herrlichkeiten." Daß Herr Polifka sich erst Gedanken machen mußte, ehe er sein Herz für Tirol entdeckte, klingt allerdings ganz überzeugend. Aber er hat auf jeden Fall nichts als sein Herz entdeckt. Denn daß sein Auge ihn auch heute noch im Stiche läßt, geht aus der beherzten Versicherung hervor, daß „seine Heimat" unter anderem „von dem leuchtenden Ferner (!) des Rosengartens umschlossen liege." Ich fürchte, daß solche Perspektive in Bozen und Umgebung kein Heimatsrecht erschließt. Auch kein poetisches. Im übrigen vervollständigt dieses Föhnheft (ein Gedicht von J. G. Oberkofler ist rühmend auszunehmen) den niederschlagenden Eindruck einer Talmi-Bodenständigkeit, die dem Humor-Abklatsch von Sixt und Hartl noch immer eine zwerchfellerschütternde Wirkung zutraut und auf dem Glatteis literarischen Blödeltums Dichter und Bauer zu paaren treibt, daß die beiden schließlich tanzen wie der Metzger und das Kalbl auf dem Weg zur Schlachtbank.

Das literarische Echo. Hier ist hinwiederum ein unzweifelhafter Landsmann — Herr Geheimrat Alois Brandl in Berlin — Protektor der tirolischen Literatur. Soweit sie nämlich durch bekannt gemeinverständliche Individuen vertreten ist und daher heimatkunst-berechtigt ist. An solchen landläufigen Autoritäten sich ein Beispiel zu nehmen, fordert er den literarischen Nachwuchs unseres Landes auf. Und neben Schönherr empfiehlt er — ratet, Freunde, ratet! —: Herrn Rudolf Greinz und — Arthur Achleitner! Auf Ehr' und Seligkeit: den Arthur Achleitner!

Ludwig von Ficker.

Tirols Koryphäen

Karikaturen von Max Esterle

Erste Folge.

Preis K 1.80 (M. 1.60)

Brenner-Verlag, Innsbruck.

Neuerscheinungen:

Hans Bachgarten: Aus einem Schiffstagebuch (Zwei Jahre in Japan und China). — Verlag J. Krmpotič, Pola (K 3·—).
Hermann von Pfaundler: Mein Himmele. Neue Gedichte. — Wagner, Innsbruck.
Albert von Trentini, Lobesamgasse 13. Roman. — Schuster & Loeffler, Berlin.

Urteile über den „Brenner“.

J. V. Widmann im Berner „Bund“: Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine im ersten Jahrgange laufende Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner“ führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen zwölf Heften der von Ludwig v. Ficker herausgegebenen, im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. ... Im Ganzen ist „Der Brenner“, wie man aus alledem merkt, eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. ... So viel sehen nun unsere Leser, daß wir uns Tirol nicht mehr als einen dunkeln Fleck auf der literarischen Landkarte zu denken haben, ja, daß dort, abgesehen von den einzelnen Dichtern und Künstlern, die diesem kernhaften Volksstamme von Zeit zu Zeit geschenkt werden, nun auch das eingesetzt hat, was man eine literarische und kulturelle Bewegung nennt. Und ihr Organ ist die neue Halbmonatsschrift „Der Brenner“.

Pester Lloyd ..... Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt in wenigen Heften schon, daß sie ihm gewachsen ist, denn sie wird von Männern geschrieben, die sämtlich durch ein eigenartiges Können in der deutschen, besonders aber in der Tiroler Literatur dastehen. Der „Brenner“ ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Heinrich Mann ... Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind. ...

Beiblatt der Zeitschrift für Bücherfreunde (Leipzig). ... ebenso (verdient Beachtung) der äußerlich recht unscheinbare, dem Gehalte nach aber überraschend gute „Brenner“, eine Tiroler Zeitschrift, die mitten in den Bergen einen mitunter recht schweren geistigen Kampf kämpft.

Der Volkserzieher (Berlin). Von den Alpen her grüßt die naturkräftige und streitbare Stimme der Halbmonatschrift „Der Brenner“. Ein Blatt von kernhafter Eigenart, mehr als irgend eine schöngeistige Zeitschrift, die bisher im deutschen Sprachgebiete erschien. Ein tüchtiges Häuflein von prächtigen Männern tritt mit allen Kräften dafür ein.